

Neues auf dem Markt der Bücher

Christian Füller

Was sie besser können, woran sie scheitern

**Hamburg: Edition Körber-Stiftung,
2010, 273 Seiten, ISBN
978-3-89684-077-6, 16,00 Euro**

Ausweg Privatschulen?

Die Anzahl der Privatschulen steigt. Ihre Schülerzahlen ebenfalls, denn immer mehr Eltern suchen nach Alternativen zur staatlichen Schule. Die Gründe dafür heißen: Unzufriedenheit mit dem dreigliedrigen Schulsystem, Abhängigkeit von der Entscheidung des Lehrers für weiterführende Schulen und zu hoher Stress für die Schulkinder. Könnten Privatschulen die Lösung für diese Probleme sein? fragten sich Christian Füller, Bildungsjournalist, und seine Mitarbeiter Annegret Nill und Wolf Schmidt.

Füller, der von sich sagt, dass er sehr lange ein Nicht-Verhältnis zu Privatschulen hatte, wurde auf dieses Thema aufmerksam, als er erlebte, wie Bezirkspolitiker in Berlin-Kreuzberg kurzer Hand die Gründung einer Privatschule unterbanden. Wegen Verfahrensweise und Begründung bei diesem Vorgehen sah er die Notwendigkeit, ein Buch zu veröffentlichen mit mehr Informationen zu Privatschulen.

In seinem Vorwort klärt der Autor zunächst darüber auf, dass – entgegen

der allgemeinen Annahme – Privatschulen kein Privatvergnügen sind, sondern zum verfassungsgemäßen Grundrecht der Bürger gehören. Sie sind also kein Luxus, sondern ausdrücklich gewünschte Institutionen zur Bereicherung des Bildungsangebots. Und er beantwortet die fünf am häufigsten gestellten Fragen:

1. Soll ich mein Kind auf eine Privatschule schicken?
2. Sind Privatschulen besser?
3. Sind Privatschulen wirklich privat?
4. Gibt es einen Boom der Privatschulen?
5. Warum gibt es so wenig Privatschulen in Deutschland?

Dass sie anders arbeiten, ist vielen klar. Dass sie sehr effizient sein und ihre Schüler sehr gute Abschlussnoten haben können, ist weniger bekannt. Hier fragt sich Füller, ob die krisengeschüttelte deutsche Regelschule von der privaten lernen könnte? Und befasst sich auf den folgenden 142 Seiten mit den Konzepten unterschiedlicher Privatschulen: Mit konfessionellen und reformpädagogischen Schulen, mit Steiner- (Waldorf-)Schulen und so genannten Profitmachern wie den Phorms-Schulen. Aber auch mit Schulen der „Graswurzeldemokraten“ wie der Werkstattschule Rostock und der Neuen Schule Hamburg. Ausführlich werden die Ansätze und Leitlinien der einzelnen Schulmodelle erläutert. Der Leser

erfährt, worum es geht, wie der andersartige Ansatz aussieht, und durch die lebendigen Kommentare von Eltern und Lehrern, wie diese Schule real ist. Aus diesen Informationen kann man sich ein Bild machen und das eine oder andere Schulmodell für das eigene Kind als passend zu klassifizieren. Im letzten Teil des Buches fassen die Autoren ihre Beobachtungen und Erkenntnisse in Punktform zusammen. Z. B. in die „Zehn Thesen zu Privatschulen und zum deutschen Bildungssystem!“ und „Worauf Sie bei der Wahl einer Privatschule achten sollten!“ Den Abschluss bilden Webadressen sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis.

Mit diesem Handbuch wird Schulwahl einfacher. Fakten und Einblicke vermitteln dem Leser ein konkretes Bild von unterschiedlichen Schultypen und Argumentationshilfe für Gespräche. Gleichzeitig erhält er eine profunde Grundlage zum Thema „Privatschule“, mit der er sich getrost auf den Weg der Schulsuche machen kann. Ein großes Plus: Hier wird der Leser nicht gezwungen, durch die Brille der Verfasser zu schauen. Die Autoren haben Wert darauf gelegt, möglichst viele vergleichbare Fakten zu bündeln und zu pointieren. Eine wichtige Voraussetzung, wenn man Entscheidungen solide treffen will.

Gise Kayser-Gantner

zuerst erschienen in KathFresh 2/2010

*Mertes, Klaus /
Siebner, Johannes*

Schule ist für Schüler da.

Warum Eltern keine Kunden und Lehrer keine Eltern sind, Freiburg–Basel–Wien (Herder) 2010. ISBN 978-3-451-30357-9, geb. 14,95 Euro.



Die Bedeutung von Bildung und Erziehung wächst. Die Schulen verändern sich. Die Fülle von Reformen allerdings führt zu chaotischen Zuständen, und das Vertrauen in die Institution Schule

nimmt ab. Dass die Bildungspolitik auf der einen Seite meint, die Eltern von ihrer Verantwortung dispensieren zu können und der Schule die Erziehung der Kinder (und der Eltern!) überträgt, auf der anderen Seite aber die Handlungsmöglichkeiten der Lehrer immer mehr einengt und den Eltern neue Aufgaben in der Schule zuweist, dieses Dilemma wird allenthalben deutlich. Um das richtige Verhältnis von Lehrern, Schülern und Eltern in der schulischen Bildung und Erziehung geht es den beiden Jesuiten Klaus Mertes und Johannes Siebner. In ihrem Buch „Schule ist für Schüler da. Warum Eltern keine Kunden und Lehrer keine Eltern sind“ stellen sie anhand von fünfzehn Themenbereichen des schulischen Lebens ein Profil der Pädagogik vor, das bei unterschiedlichen Rollen doch zugleich das gemeinsame Ziel nicht aus den Augen verliert: „Schule gut zu machen“ (38).

Das Einführungskapitel unter der Überschrift „Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser“ zeigt das Grundmotiv ihrer Ausführungen: Nur durch Vertrauen werden junge Menschen zur Selbständigkeit befähigt, denn erst die mit der Übernahme von Verantwortung eröffnete Freiheit schafft den Raum für die Entwicklung der eigenen Begabungen (14). Wie jedoch lässt sich diese Aufgabe in der konkreten Erziehung im Schulalltag gestalten? Das Buch entstand knapp zehn Jahre nach der ersten Pisa-

Studie, angesichts des zunehmenden Leistungsdrucks und der Tatsache, dass mehr als die Hälfte der Eltern von Schulkindern der Ansicht ist, „dass die Schule nicht genug für die Erziehung der Kinder tut“ (17). Beide Autoren sind seit vielen Jahren Direktoren von Gymnasien in jesuitischer Trägerschaft und sehen sich in der Tradition der „ignatianischen Pädagogik“ (136). So grenzen sie sich von Bernhard Buebs „Lob der Disziplin“ (9, 74) genauso ab wie von den „Idealisten, die von einer ganz neuen Schule, von «Treibhäusern des Lernens» träumen“ (75), weil beide die Freiheit der Schüler missverstehen: entweder indem sie den Schülern eine Rolle übertragen, die eigentlich die Institution Schule zu verantworten hat (z.B. disziplinarische Maßnahmen zu verhängen), oder indem sie in einer utopischen Grenzlosigkeit (z.B. Umgangsformen freizustellen) ihre eigentliche Aufgabe vernachlässigen. Mertes und Siebner verweisen in ihren Argumenten gegen eine Überforderung der Schule durch gesellschaftliche Erwartungen als Lernfabrik mit Leistungsoutput immer wieder auf den Bildungs- und Erziehungsauftrag der Schule. Beides gehört zusammen und zeigt die pädagogische Kompetenz des Lehrers bei seinen Entscheidungen (24).

Das Buch bietet zahlreiche Beispiele aus den „Praxisfeldern“ (12) des Schulalltags. Typische Themen der pädagogi-

schen Diskussionen aus dem Lehrerzimmer und den Konferenzen werden offen aufgenommen und zu einer pädagogischen Reflexion auf das eigene Handeln vertieft. Themen wie „Alleskönner Schule“, „Schulstruktur und Schulerfolg“, „Vertraulichkeit und Öffentlichkeit“, „Machtmissbrauch in der Erziehung“, „Mobbing – die alltägliche Gewalt“, „Sucht – die großen Verführer“, „Lehrer – eine öffentliche Person“, „Mitstreiter“ beleuchten die Handelnden, ihre Rollen und Aufgaben in der Schule. Die Beispiele des Buches sind nicht bloß zusätzliche Exkurse, sondern sie regen den Leser dazu an, das eigene pädagogische Handeln genauer zu überprüfen, um so einen eigenen Weg zu finden auf dem schmalen Grat zwischen autoritärer Gängelei und selbständiger Ziellosigkeit der Schüler. Es werden keine Statistiken, keine Lernstandserhebungen und keine Qualitätsstandards bemüht, aber immer wieder wird der Blick geweitet auf die Entwicklungen in der aktuellen Bildungsforschung in Deutschland. Diese Perspektiven entstanden in Zusammenarbeit mit der Journalistin Dr. Birgitta Mogge-Stubbe, der ehemaligen Ressortleiterin Bildung beim Rheinischen Merkur, und sie nutzen deren ausgewiesene Fachkenntnis.

Indem sie den Bildungs- und Erziehungsauftrag der Schule durchbuchstabieren, verbleiben Mertes und Siebner in

pädagogischen Begründungszusammenhängen. Weitgehend unberücksichtigt bleiben die sozialen Probleme der Bildungsgerechtigkeit und die kulturellen Probleme der Migrationsgesellschaft, die in den Schulen heute vielfach wie in einem Brennglas zusammenkommen. In der Konzentration aber auf die spezifisch schulischen Themen, Beispiele und Handlungsanregungen werden viele Pädagogen diese Einblicke in die heißen Eisen des Schulalltags zu schät-

zen wissen, um sich über ihre eigenen Möglichkeiten und Grenzen als Akteure der Erziehung in der Schule zu orientieren. Ein lesenwertes, mutiges Buch, nicht nur für Lehrer und Referendare, für Bildungspolitiker und Eltern!

Christian Modemann SJ

zuerst erschienen in: Profil – Magazin des Deutschen Philologenverbands 4/2011 (18. April 2011), S. 34.

Rainer Erlinger

Moral – Wie man richtig gut lebt

S. Fischer Verlag, Frankfurt 2011, ISBN 978-3-10-017021-7 kt. 363 Seiten, 19.95 Euro

Was will der Autor mit seinem neuen Buch erreichen? Antwort: „Ich will versuchen, für die Bereiche, in denen man immer wieder vor Fragen steht, Zusammenhänge darzulegen, zu zeigen, welche moralischen Grundsätze dabei wichtig sind“. Im Epilog beschäftigt sich R. Erlinger nochmals sehr kurz mit der Überschrift seines Werkes: „Wie man richtig gut lebt“. Er will insbesondere zeigen, dass Moral dazu dienen kann, „das Leben besser zu machen“, und zwar nicht nur in dem Sinne von „moralisch hochwertiger“, sondern „besser auch im Sinne von für alle Beteiligten besser, vorzugswürdig“. Er räumt ein, dass ihm dies wahrscheinlich nicht immer gelungen sein wird. R. Erlinger will mit seinem Buch zeigen, dass es für moralisches Handeln in verschiedenen Situationen unterschiedliche ethische Denkstrukturen gibt und diese mit Hilfe typischer Fälle exemplifizieren. Die Leserinnen und Leser sollen sich in den mannigfaltigen Lebenssituationen selbst ein Bild machen und eigene Entscheidungen treffen. „Ich hoffe, das ist wenigstens teilweise gelungen“. Argumentativ beruft sich der Autor oft auf Immanuel

Kant. Zwei Schlüsselbegriffe spielen eine zentrale Rolle: Was ist Moral? – Was ist Ethik? Die Antworten sind kurz und prägnant: „Ich verstehe unter ihr (der Moral) die Summe der Grundsätze, die für das Zusammenleben, für den Umgang mit den Mitmenschen und auch der Natur wichtig sind“. Für Moral gibt es zwar eine ganze Reihe verschiedener Definitionen, aber diese werden hier nicht thematisiert. Für die Abgrenzung zwischen Moral und Ethik gibt es verschiedene Ansätze. R. Erlinger folgt dem seiner Meinung nach „gebräuchlichsten“. Danach bezeichnet „die Ethik die Wissenschaft, die sich mit der Moral beschäftigt. Sie sucht Begründungen für die Grundsätze und die aus ihnen abgeleiteten Regeln. In diesem Sinne ist Ethik ein anderes Wort für Moralphilosophie. Kurz gefasst beschäftigt sich die Ethik damit, wie die Moral aussehen soll“.

Im ersten Teil des Buches geht es um „Grundsätzliches“, im zweiten Teil um „Moral im Alltagsleben“ und im dritten Teil um die „Grundpfeiler einer zeitgemäßen Moral“. Die zentralen Themen des ersten Teils sind Egoismus und Altruismus, die Facetten der Lüge, Aspekte der Toleranz, ethische Theorien und über Recht und Moral. Die Schlüsselbegriffe des zweiten Teils betreffen Höflichkeit und gute Manieren, Sexualität und Beziehung, Konsum und Geld, Soziales und Gemeingut, Familie und Freundschaft, Tiere und Umwelt (Natur) sowie Achtung und Verständnis. Die

drei Abschnitte des dritten Teils betreffen Achtung - Verständnis - Rücksicht. In Verbindung mit einer zusammenfassenden Würdigung des Werkes kann nur punktuell und exemplarisch auf einige Aussagen eingegangen werden. Dabei wird weder Vollständigkeit noch Systematik angestrebt. Interessant ist die Beschäftigung mit dem „Egoismus“ und die Frage: „Gibt es ein Lob des Egoismus?“ Erlinger kommt zu dem Schluss: „Jeder darf mit Fug und Recht ‚egoistisch‘ sein, also an sich denken. Problematisch wird es erst dann, wenn dieses An-sich-Denken überhandnimmt, wenn es außer dem eigenen Wohl keinen anderen Maßstab mehr gibt“. Hier spielt der „egoistische Altruismus“ eine Rolle, den der kanadische Arzt und Stressforscher Selye formuliert hat. Seiner Meinung nach ist der „altruistische Altruismus“ (Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!) eine Überforderung des Durchschnittsmenschen, dagegen ist der „egoistische Altruismus“ lebenspraktisch. Seine Maxime lautet: „Verdiene dir die Liebe deines Nächsten! Handle stets so, dass die anderen Bürger sagen: ‚Das ist doch ein anständiger Mensch!‘“. Sehr wichtig ist auch die Beschäftigung mit dem „Sozialen“ (Schätze, Hunger, Steuern). Hier setzt sich der Autor mit der „auseinanderfallenden Gesellschaft“, mit „Parallelgesellschaften“, Chancengleichheit und Chancengerechtigkeit und den Grundgedanken einer „Theorie der Gerechtigkeit“ auseinander. Eine „auseinanderfallende Gesellschaft“ führt

im Materiellen und Immateriellen zu hohen Kosten. Materiell ist der „Aufwand für Sicherheit, Strafverfolgung, Schäden“ sehr hoch. Immateriell geht es um Werte wie „Lebensqualität“ und „Gerechtigkeit“. Hier spielen die beiden Begriffe „Humankapital“ und „Sozialkapital“ eine entscheidende Rolle, die allerdings unerwähnt bleiben. Die OECD hat in einer wichtigen Studie „The Well-being of Nations - The Role of Human and Social Capital“ (2001) die Verbindungen zwischen Humankapital und wirtschaftlicher Entwicklung in den OECD-Ländern diskutiert. Im Zentrum steht allerdings das Sozialkapital. Dieser Begriff, der auch in Erlingers Buch eine Rolle spielt, wird wie folgt definiert: „The definition of social capital is: networks together with shared norms, values and understanding that facilitate co-operation within or among groups“. Das Sozialkapital betrifft insbesondere die gemeinsamen Werte und Normen, die Konventionen und Haltungen, die Einstellungen und Übereinkünfte in den sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Bezügen. Das Sozialkapital bildet das „Bindegewebe“ oder den „sozialen Kitt“ in jeder Gesellschaft. Die OECD hat den „sozialen Kitt“ in mehreren OECD-Ländern untersucht. Ebenso große Relevanz für Moral und Ethik hat die „Welt-Werte-Studie“ (World Values Study), die auch Aussagen darüber macht, „wie man richtig gut lebt“.

Gottfried Kleinschmidt

Ernst Peter Fischer

Warum Spinat nur Popeye stark macht

Mythen und Legenden in der modernen Wissenschaft Pantheon Verlag München, ISBN 978-3-570-55123-3 271 Seiten kt. 14.99 Euro

Im Mittelpunkt dieses neuen Werkes des bekannten Konstanzer Wissenschaftshistorikers steht nicht der Spinatessende Popeye. Es geht vielmehr um die kleinen und großen Fehler, „die sich im öffentlichen Verständnis der Naturwissenschaften breitgemacht haben“. Sie werden teilweise als Mythen und Legenden übermittelt und können das „Verstehen von Wissenschaft“ (insbesondere von Naturwissenschaft) beeinträchtigen. E.P. Fischer betont mehrfach die folgende Schlussfolgerung: „Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass es sich lohnt, immer wieder aufmerksam zu sein, skeptisch zu bleiben und bei allem Zusehern Zweifel zu bewahren. Wissenschaft liefert zwar möglichst gute Daten, aber das bedeutet nicht, dass nicht eines Tages bessere auftauchen können, die ein Umdenken erfordern“. Hieraus ergibt sich die Frage: Woher weiß der Autor, ob er nicht gewisse Mythen und Legenden schlicht und einfach durch andere Mythen und Legenden ersetzt? Dies ist letztlich eine Frage der Wahrheitsfindung. Die Dynamik und

Geschichte der Wissenschaftsentwicklung, auf die E. P. Fischer nachdrücklich und wiederholt hinweist, macht deutlich, dass nichts beständiger ist als der Wandel und die Ungewissheit! Wesentlich für das neue Buch ist daher die These: „Wissenschaft ist ein offener Vorgang, ein Bildungsprozess, den man in einer etwas paradox klingenden Formulierung so beschreiben kann: Wissenschaft verwandelt eine geheimnisvolle Natur in eine noch geheimnisvollere Erklärung. Sie vertieft das Geheimnis. Deshalb bleibt die Wissenschaft auch dann spannend, wenn wir sie schon länger zu kennen meinen“. Die Theorien, Modelle, Konzepte und Gedanken der folgenden Wissenschaftler, Philosophen und Erkenntnistheoretiker werden besonders ausführlich diskutiert: Niels Bohr, Charles Darwin, Albert Einstein, Galilei Galileo, Werner Heisenberg, Immanuel Kant, Johannes Kepler, Nikolaus Kopernikus, Isaac Newton, Novalis (Georg Friedrich Frhr. von Hardenberg), Max Planck, Karl Popper und Carl Friedrich von Weizsäcker. Über viele dieser namhaften Persönlichkeiten gibt es Gerüchte, Anekdoten, Legenden und Geschichten, mit denen sich E. P. Fischer ebenfalls beschäftigt. Ebenso interessant und thematisch weiterführend sind die Hinweise auf die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Religion. In diesem Zusammenhang wird mehrmals auf A. Einsteins berühmtes „Glaubensbekenntnis“ von 1932 hingewiesen. Er soll

gesagt haben: „Das Schönste und Tiefste, was der Mensch erleben kann, ist das Gefühl des Geheimnisvollen... Es ist mir genug, diese Geheimnisse staunend zu ahnen und zu versuchen, von der erhabenen Struktur des Seienden in Demut ein mattes Abbild geistig zu erfassen“. Einstein ist der Meinung, dass sich hinter dem Erlebaren etwas für unseren Geist Unerreichbares befindet, dessen Schönheit und Erhabenheit uns nur mittelbar und in schwachem Widerschein erreicht, und das ist seiner Meinung nach „Religiosität“. Ein ähnliches Glaubensbekenntnis ist auch von Isaac Newton überliefert! In Anlehnung an Kant soll Einstein folgendes formuliert haben: „Wissenschaft ohne Religion ist lahm, Religion ohne Wissenschaft ist blind“.

E. P. Fischer setzt sich auch kritisch mit dem „Mythos“ auseinander: „Der Nobelpreis für Wissenschaft wird immer gerecht verliehen“. Er nennt mehrere Fälle, für die dieser Satz seiner Meinung nach nicht zutrifft und analysiert die wissenschaftshistorischen Hintergründe. Ebenso kritisch ist die Beschäftigung mit den Beziehungen zwischen den sogenannten „Geisteswissenschaften“ und den „Naturwissenschaften“. E. P. Fischer exemplifiziert seine These in Verbindung mit dem Mythos „Ohne Shakespeare gäbe es seine Werke nicht, aber ohne Einstein gäbe es seine Theorien“. Die unberechtigte Frage lautet: Sind künst-

lerische und literarische Werke und Produkte „einmalig“ und wissenschaftliche Modelle und Theorien „reproduzierbar“? E. P. Fischer weist nachdrücklich darauf hin, dass entsprechende Vergleiche unergiebig und unstatthaft sind. „Naturwissenschaftler und Dichter repräsentieren die gleiche Höhe der Kultur – alles andere wäre falsche Bescheidenheit und dient der Verbreitung von Legenden, die uns nicht helfen“. In diesen Kontext gehört auch C.P. Snows Essay „Die zwei Kulturen“.

Mehrere Mythen stehen mit der Frage nach dem „gesunden Menschenverstand und den wissenschaftlichen Denkmethode(n)“ in Verbindung. Mit diesem interessanten Thema hat sich der bekannte Kognitionsforscher Howard Gardner (Harvard University) beschäftigt (vgl. Anhang Lit. Nr. 1) Wie unterscheidet sich der „ungeschulte“ vom „geschulten Kopf“?

Albert Einstein hat nicht nur unser Weltbild und unsere Auffassung von Raum und Zeit revolutioniert, sondern gilt heute auch als einer der weltbekanntesten „Weltweisen“ (E.P. Fischer). Hier ist das neue Werk „Einstein und Zen“ zu erwähnen (vgl. Anhang Lit. Nr.2). Einstein hat zwar nie vom „Zen-Buddhismus“ gesprochen. Seine Lebensphilosophie soll aber viel mit „Zen“ gemeinsam haben! Eine Quelle für weitere Mythen und Legenden ist die Spannung zwi-

schen Kreativität und Wissenschaft. Hier kann auf die Werke von M. Csikszentmihalyi verwiesen werden (vgl. Anhang Lit. Nr. 3). Bei einer Neuauflage des vorliegenden Buches wäre zu prüfen, ob nicht die im Anhang zur Rezension erwähnten fünf Werke hilfreich und weiterführend sein könnten.

Anhang zur Rezension Ernst Peter Fischer (Pantheon Verlag Jena 2011):

1. Howard Gardner: Der ungeschulte Kopf. Übersetzt von Malte Heim, Klett-Verlag Stuttgart 1993
2. Conrad P. Pritscher: Einstein und Zen - Das Lernen des Lernens Peter Lang Verlag der Wissenschaften, Bern 2010 (nur in englischer Sprache verfügbar)
3. Mihaly Csikszentmihalyi: Kreativität - Wie Sie das Unmögliche schaffen und Ihre Grenzen überwinden - Aus dem Amerikanischen von Maren Klostermann, Klett-Verlag Stuttgart 1997
4. Stephen Hawking: Der Große Entwurf - Eine neue Erklärung des Universums - Deutsch von Hainer Kober, Rowohlt Verlag, Reinbeck 2010
5. Rainer K. Langner: Kopernikus in der verbotenen Stadt - Wie der Jesuit Johannes Schreck das Wissen der Ketzer nach China brachte S. Fischer Verlag Frankfurt 2007

Gottfried Kleinschmidt